

„Eltern Verantwortung überlassen“

Interview mit Jutta Lux-Hennecke, Präsidentin der FAPEL (Fédération des Associations des Parents d'Élèves) über die Herausforderungen des luxemburgischen Schulsystems und die Elternpartnerschaft

Die wohl größte Herausforderung für die Luxemburger Schulen ist die immense Heterogenität der Schüler, vor allem in Bezug auf ihre Muttersprache. Inwieweit könnte eine bessere Einbindung der Eltern helfen, diese Herausforderung anzugehen?

Jutta Lux-Hennecke: Es ist sehr wichtig, die Eltern einzubinden, weil sie normalerweise die ersten Erzieher ihrer Kinder sind. Wir von der FAPEL sagen, dass es vor allem wichtig ist, sich auf Richtlinien festzulegen. Eine davon könnte in Bezug auf Migranten sein, zuerst die Muttersprache zu erlernen. Studien haben gezeigt, dass es von großer Bedeutung ist, dass die Muttersprachkenntnisse gefestigt sind, bevor eine zweite und dritte Sprache hinzukommt.

Über die Sprachenfrage hinaus haben wahrscheinlich vor allem ausländische Eltern Probleme, sich im Luxemburger Schulsystem zurechtzufinden ...

J. L.-H.: Es ist tatsächlich schwierig das Schulsystem zu durchblicken und deshalb sollte der Dialog zwischen Eltern und Schule gefördert werden. Eltern muss die Angst genommen werden, in die Schule zu gehen und sich beraten zu lassen. Viele Eltern sind den Umgang mit Schulpersonal nicht gewohnt und trauen sich nicht Kontakt aufzunehmen, deshalb müsste die Schule auf die Eltern zugehen und ihnen ein Gefühl des Willkommens vermitteln.

Was könnte bei der Ausbildung der Lehrer verändert werden, um sie besser auf die wachsende sprachliche und soziale Vielfalt innerhalb der Schulen vorzubereiten?

Eltern müssen für die Konsequenzen eines schulischen Mislingens ihrer Kinder aufkommen, deshalb sollen sie miteinbezogen werden.

J. L.-H.: Die Lehrerschaft besteht überwiegend aus Luxemburgern, die den klassischen Sekundarunterricht besucht und in Walferdange, also in Luxemburg, ihre Ausbildung zum Lehrer absolviert haben. Damit verbunden ist ein bestimmter Erfahrungshorizont, der anders ist als der von Eltern aus benachteiligten Milieus. Deshalb plädiert die FAPEL für eine entsprechende Ausbildung der Lehrer. Man könnte sich z. B. vorstellen, dass die künftigen Lehrer während ihres Studiums ein Jahr im frankophonen und ein Jahr im deutschsprachigen Ausland absolvieren. Dies würde vor allem den Sprachkenntnissen der angehenden Lehrer zu Gute kommen, aber auch ihren Erfahrungsbereich erweitern.

Schule, Maison Relais, Fußballverein oder Ballett – ein Kind ist heute mit einer großen Gruppe von Erwachsenen konfrontiert, die sich um es kümmern. Wo ist da eigentlich noch der Platz der Eltern? Und wie können

sie dafür sorgen, dass es dem Kind gut geht in diesem komplexen Lern- und Freizeitsetting?

J. L.-H.: Verantwortung übernehmen ist mit Sich-Zeit-Nehmen für die Kinder verbunden, was angesichts der Entwicklungen in der Berufswelt immer schwieriger wird. Aber der Aufbau einer stabilen Beziehung zwischen Kindern und Eltern ist in den ersten Lebensjahren enorm wichtig und die Grundvoraussetzung für späteren Erfolg. Erst wenn diese Beziehung gefestigt ist, kann man Kindern neue soziale Beziehungen zumuten und sie in anderen Einrichtungen, Vereinen o.ä. einschreiben.

Wie stehen Sie dem Modell der Ganztagschule gegenüber?

J. L.-H.: Bei dem Modell der Ganztagschule geht es eigentlich nur darum, den Bedürfnissen der Eltern oder der Arbeitgeber entgegenzukommen. Es fragt aber niemand, ob die Kinder wirklich in eine Ganztagschule gehen wollen. Im Ausland habe ich Schüler aus Ganztagschulen nach ihrem Befinden befragt und ich bin wirklich noch keinem begegnet, der von diesem Modell begeistert ist. Im Gegensatz dazu bin ich schon vielen Schülern begegnet, die einen Unterricht bis 14 Uhr bevorzugen. Wir wollen eine Generation von Kindern großziehen, die selbstständig sind, mit verschiedenen Menschen aus unterschiedlichen Altersgruppen aus-

kommen und ihre „Persönlichkeit“ entwickeln. Zugleich will die Politik verstärkt den Kindern rund um die Uhr bevormundende Erzieher vor die Nase setzen und ihren Tagesablauf durchprogrammieren, also das passt nicht zusammen. Kinder, deren Alltag bis auf die letzte Sekunde durchorganisiert ist, wissen z. B. am ersten Tag der Schulferien gar nicht, was sie mit sich anfangen sollen. Das geht dann ein paar Tage so weiter, bis sie wieder auf den Gedanken kommen, dass sie ganz eigene Ideen entwickeln dürfen und dass das sehr aufregend sein kann. Ruhe ist ein weiterer Faktor, bei dem tolle Ideen ausreifen können, aber die sucht man bei Ganztagsbetreuung vergeblich. Es ist bedauerlich, dass die Kinder nicht mehr so wie früher im Dorf herumtoben und neue Erfahrungen sammeln können. Selbst wenn Eltern dies fördern möchten, fehlen heute die Spielkameraden, weil die Kinder vermehrt in Betreuungsstrukturen abgegeben werden.

Mit der Reform des Schulgesetzes 2009 bekamen die Eltern mehr Möglichkeiten sich in Lernprozesse – z. B. in den Gesprächen im Rahmen der bilans intermédiaires – ihrer Kinder einzubringen. Ist die Politik damit auf dem richtigen Weg?

J. L.-H.: Momentan liegt ja ein Änderungsvorschlag der *bilans* auf dem Tisch, weil die erste Fassung – wie zu Recht von den Lehrern bemängelt – zu verwirrend ist. Der Änderungsentwurf enthält Vorschläge, die auf einer Studie der Uni Luxemburg basieren. Die neue Version ist sehr übersichtlich, doch es ist wichtig, dass die Lehrer die freien Seiten der *bilans* mit Hinweisen ausfüllen, um so den Eltern darzulegen, wo die Schwächen des Kindes liegen und wie diese behoben werden könnten. Das gleiche gilt für die Beschreibung der Stärken. Die Elterngespräche sollen auch auf gegenseitigem Austausch beruhen. Von der FAPEL aus haben wir zudem noch Leitlinien vom Ministerium gefordert, um die Willkürlichkeit der Handhabung an den einzelnen Schulen einzuschränken. Beispielsweise sollten die Ziele für das Trimesterende klarer definiert werden. Schulen sollten Gesamtkonzepte entwickeln und trotzdem einer individuellen Förderung – sowohl für die schwachen als auch für die starken Schüler – gerecht werden.

Die Reform führte ebenfalls ein, dass jede Grundschule einen „plan de réussite scolaire“ erstellen muss. Um was geht es dabei und inwieweit sind die Eltern eingebunden?

J. L.-H.: Es geht darum, dass das „comité d'école“ – zusammengesetzt aus den Lehrern und den Elternvertretern der jeweiligen Schule – einen solchen „plan de réussite scolaire“ aufstellt, in dem alle Fragen zur Schulentwicklung behandelt werden. Dieser wird anschließend vom Gemeinderat abgesegnet. Hier können Eltern ganz konkrete Vorschläge einreichen und über wesentliche Entwicklungen mitentscheiden.

Generell scheint es aber noch immer einen Graben zwischen Eltern und Lehrern zu geben. Erstere fühlen sich nicht ernstgenommen, letztere beklagen übertriebene Forderungen der Eltern. Warum ist die Partnerschaft zwischen Lehrern und Eltern so mühevoll?

J. L.-H.: Die Elternpartnerschaft ist – anders als z. B. in Deutschland oder Dänemark – in Luxemburg eine schwierige Geburt. Sie ist noch nicht in unserer Schulkultur angekommen. Die erste Voraussetzung ist, dass die Lehrer eine Ausbildung bekommen, die sie auf den Dialog und die Einbeziehung von Eltern vorbereitet. Wir wissen, dass es freundliche Eltern gibt, und wir wissen, dass es Eltern gibt, die unrealistische Forderungen





stellen. Lehrer müssten darauf vorbereitet werden, mit anmaßenden Eltern umgehen zu können. Zusätzlich sollte dem Lehrer ein Mediator für diese Situationen zur Seite stehen und ein Schuldirektor könnte in solchen Fällen hilfreich sein. Von der FAPEL aus bieten wir zudem Kurse an, die den Eltern erläutern, wie man am Besten in einen Dialog mit den Lehrern tritt.

Das erfordert ein gewisses Engagement der Eltern. Oft wird ja beklagt, dass es daran mangelt ...

J.L.-H.: In der FAPEL sind Eltern mit sehr unterschiedlichen Vorstellungen Mitglied, auch für uns ist es nicht immer leicht, einen Konsens zu finden. Wichtig ist aber, dass wir Eltern dazu ermutigen, sich für ihre Kinder einzusetzen und sich untereinander auszutauschen. Der Trend geht momentan in die Richtung, dass Eltern sich eher weniger einbringen wollen, dem wollen wir als FAPEL entgegenwirken. Konkret will die FAPEL in den nächsten Monaten in Schulen gehen und Eltern ermutigen, sich zu engagieren.

Sie haben die Möglichkeit erwähnt, auch in der Grundschule einen Schuldirektor einzu-

führen. Welche Funktion soll ein Schuldirektor haben?

J. L.-H.: Der Schuldirektor müsste eine weisungsbefugte Person sein, also ein Schullehrer, der die Lehrer leitet und ein kohärentes Schulkonzept sicherstellt. Ein weiterer Vorteil dieses Modells wäre natürlich, dass Eltern einen direkten Ansprechpartner hätten.

Seit der Schulgesetzreform von 2009 hat die Elternvertretung in der Grundschule und in der Sekundarschule eine gesetzliche Basis. Jedoch wurden neben den bestehenden Elternvereinigungen (associations de parents d'élèves) zusätzlich offizielle Ansprechpartner geschaffen, die sogenannten représentants des parents d'élèves, die gewählt werden. Wie kam es dazu und wie gehen Sie mit dieser Doppelstruktur um?

J. L.-H.: Es hätte erst gar nicht so weit kommen sollen. Als Dachverband haben wir dagegen mobilisiert. Die Ironie ist, dass es Elternvertreter in den Elternvereinigungen waren, die für eine Anerkennung gekämpft haben. Dann ging aber die Diskussion los, wer eigentlich Elternvertreter ist? Jetzt ist ein Gesetz da,

aber in diesem Gesetz ist keine Struktur vorgesehen. Man hätte einfach weiterhin die Strukturen der Associations benutzen sollen. Die bewährte Struktur der Association handelt nämlich nach einem gesetzlich vorgeschriebenen Rahmen, sie muss Rechenschaft ablegen, sie ist finanziell unabhängig, sie muss eine Generalversammlung abhalten etc. Und schließlich entsendet sie Vertreter in die FAPEL – den nationalen Dachverband der Elternvertreter. Die Ziele der Eltern – der schulische Erfolg ihrer Kinder – sind immer die gleichen, also macht es Sinn, wenn Eltern zusammen und nicht gegeneinander arbeiten.

Anfang 2013 veröffentlichte die FAPEL gemeinsam mit den Schüler- und Studentenvertretern eine Stellungnahme zur Reform der Sekundarschule – eine ganz neue Allianz. Wie kam es dazu?

J. L.-H.: Was die Reform angeht, waren sich während der Assisen der Lyzeumsreform sowohl Eltern, Schüler und ein Großteil der Direktoren in Vielem einig, unverständlicherweise hatten die Lehrer aber ganz andere Positionen. So waren wir uns als FAPEL etwa einig, dass die

Einführung von zwei „Dominantes“, d. h. die Einführung eines mathematisch/natur- oder sprachwissenschaftlichen Schwerpunkts ab einem bestimmten Zeitpunkt sinnvoll sein könnte. Dabei sollten weiterhin Sprachen und Mathematik in jedem Jahrgang bis zum Schulabschluss unterrichtet werden, nur das Unterrichtsniveau hätte angepasst werden können. Weitere Punkte, gegen die die Lehrer waren, waren die Einführung eines Tutorats auch am Gymnasium und vor allem die Einführung einer Wahl der Unterrichtssprache (Deutsch oder Französisch) in den Nicht-Sprachenfächern im „cycle supérieur“ des Sekundarunterrichts. Letzteres wäre für das inhaltliche Voranbringen der Wissenschaften von enormer Wichtigkeit, auch im Hinblick auf weiterführende Studien.

Eine Hauptforderung der FAPEL in der Reform der Sekundarschule betrifft die schulische und berufliche Orientierung, in die Eltern besser eingebunden werden müssten. Warum?

J. L.-H.: Eltern müssen für die Konsequenzen eines schulischen Misslingens ihrer Kinder aufkommen, deshalb sollen sie miteinbezogen werden. Sie können und sollen Kinder zum Lernen animieren und sie von der Wichtigkeit eines schulischen Erfolges überzeugen. Eltern sollen auch mit ihren Kindern im Gespräch bleiben und sie fragen, was sie später beruflich gerne machen würden, also mithelfen, sie zu orientieren. Dazu brauchen wir Berater, die sowohl Eltern und Kinder als auch Lehrer beraten können. Solche Be-

rater müssten sich auf dem Arbeitsmarkt umschauen, mit der ADEM in Kontakt stehen und sich ständig über sämtliche Berufs- und Studienmöglichkeiten sowie deren Voraussetzungen weiterbilden. Eine Arbeitsgruppe des „Conseil supérieur de l'Éducation nationale“ überlegt sich derzeit ein Modell zur Orientierung. Die Entwicklung, schon 7^e-Schüler beruflich zu orientieren, sehe ich allerdings skeptisch, denn welches Kind weiß in dem Alter schon, was es später arbeiten möchte. Daher brauchen wir weiterhin vor allem eine breit gefächerte Allgemeinbildung, damit für die Kinder möglichst viele Optionen offen bleiben.

Manche Lehrer würden sicher einwenden, dass Eltern die Leistungen ihrer Kinder nicht objektiv beurteilen können ...

J. L.-H.: Eltern sind realistisch und wollen sich von Lehrern beraten lassen. Natürlich gibt es Ausnahmen, also Eltern mit utopischen Vorstellungen, aber es hat sich auch schon herausgestellt, dass Lehrer die Lernfähigkeit von Kindern falsch eingeschätzt haben. Den Eltern kann man also Verantwortung überlassen, sie müssen aber besser über die verschiedenen Anforderungen in den jeweiligen Schulrichtungen aufgeklärt werden. Als FAPEL empfehlen wir, die Durchlässigkeit im Schulsystem zu verstärken, dann können Kinder, die auf einer niedrigeren Stufe angefangen haben, nach einer erfolgreichen Entwicklung in eine höhere Stufe wechseln. Dieser Weg ist für die Schüler oft weniger belastend. Hilfreich wäre dabei, wenn alle Sekundarschulen im „cycle inférieur“ die

verschiedenen „ordre d'enseignement“ anbieten würden, so dass ein Wechsel nicht mit einem Schulwechsel einhergehen müsste.

Welche Hinweise würden sie dem Bildungsminister Claude Meisch für die kommenden Reformen mit auf den Weg geben?

J. L.-H.: Ich wünsche mir, dass Minister Meisch Richtlinien herausgibt, die dazu beitragen, dass alle Schüler eine ihren Fähigkeiten entsprechende Ausbildung absolvieren können und dass wir alle gemeinsam den Weg hierfür ermöglichen. Er sollte auch das Signal senden, dass Eltern sich einerseits um ihre Kinder kümmern müssen und andererseits ein Bewusstsein für die Bedeutung des Lehrerberufs schaffen. Voraussetzung ist eine entsprechende Ausbildung der Lehrer und eine sinnvolle Anpassung der Programminhalte. Außerdem müsste sich die Regierung die Frage stellen, inwieweit ein wirtschaftliches Umdenken nötig ist. Das würde bedeuten, Arbeitsstrukturen zu schaffen und abzusichern, die den Eltern mehr Zeit für die Erziehung der Kinder lassen (eine flexibel einteilbare Elternzeit, Teilzeitarbeit, Urlaubsjahre, Sichern von Rentenansprüchen ...). Unsere Gesellschaft braucht dringend wieder eine gesteigerte „Wertschätzung“ der Erziehungsarbeit durch die Eltern! ♦

Vielen Dank für das Gespräch!

Die Fragen stellten Stephanie Majerus und Laurent Schmit. Das Interview fand am 18.6.2014 statt.

